

Bleyer | Napoleon. 100 Seiten

* Reclam 100 Seiten *



ALEXANDRA BLEYER, geb. 1974, studierte Geschichte und arbeitet als Sachbuchautorin und Journalistin. Die Ära Napoleons und der Vormärz zählen zu ihren Forschungsschwerpunkten.

Alexandra Bleyer
Napoleon. 100 Seiten

Reclam

*Dieses Werk wurde vermittelt durch Aenne Glienke |
Agentur für Autoren und Verlage, www.AenneGlienkeAgentur.de.*

2019 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung nach einem Konzept von zero-media.net
Infografiken (S. 50 f., 92): Infographics Group GmbH
Bildnachweis: Autorinnenfoto: Jana Kvaltínová; S. 18, 23, 71, 75:
alamy; S. 40: Wikimedia Commons / TRAJAN 117
Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2019
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020532-7

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Für mehr Informationen zur 100-Seiten-Reihe:
www.reclam.de/100Seiten

Inhalt

- 1 Am Anfang war Napoleon
- 11 Eine nahezu unglaubliche Karriere
- 20 General und Eroberer
- 32 Herr in seinem Reich
- 46 Aufstieg der neuen Dynastie
- 61 Medienpolitik und Selbstinszenierung
- 73 Vom Hochmut zum tiefen Fall
- 86 Europa ohne Napoleon
- 97 Zeittafel

Im Anhang Lektüretipps



Am Anfang war Napoleon

Am Anfang dieses Projektes stand die Frage: Napoleon auf 100 Seiten. Wie soll das gehen? Ein Blick ins Regal zeigt zahlreiche dicke Wälzer, die sich seiner Person, einzelnen Schlachten und Feldzügen widmen. Mit einem geradezu boshaften Grinsen wuchtete mein Mann meine Doktorarbeit auf den Tisch und versuchte, mir die Mathematik näher zu bringen: Wenn ich für nur einen Krieg Österreichs gegen Frankreich schon fast tausend Seiten benötigte, wie soll ich ganz Napoleon in nur hundert pressen? Unmöglich! Als er in die Gleichung noch den Faktor x , die Bügelwäsche, einbauen wollte, die sich zum Quadrat stapelte, war für mich klar: Ich mach's!

Nun dachte ich darüber nach, was mich so sehr an Napoleon und seiner Zeit fasziniert. Er war die Ausnahme von der Regel. Ein Phänomen. Außergewöhnlich. Ob im Triumph oder im Untergang, er machte keine halben Sachen. Schon seine Zeitgenossen haben ihn entweder geliebt oder gehasst, gleichgültig war er niemandem. Als Genie von den einen bewundert und verehrt, galt er anderen als Ausgeburt der Hölle. Dieser Heilsbringer und Antichrist in einer Person war Staatsmann und Familienmensch, Feldherr, Reformier und Tyrann und vieles mehr. Er war ein Mann der Extreme sowie der Widersprü-

che, und gerade diese sind es, die mich fesseln. Bei ihm gab es – betrachtet man seine guten oder dunklen Seiten – stets ein »Aber«; immer hatte die Medaille eine Kehrseite, nie war etwas nur schwarz oder weiß.

Er besaß Charisma und konnte ausgesprochen liebenswürdig sein, andererseits waren seine Launen und Wutausbrüche legendär. Mit seinen Reformen wirkte Napoleon als Gesetzgeber weit über die Grenzen Frankreichs hinaus vorbildhaft. Er trieb die Modernisierung voran, doch seine ständigen Kriege verwandelten weite Teile Europas in ein Trümmerfeld und ließen den Regierungen riesige Schuldenberge zurück. Er war ein liebevoller Vater, der mit seinem kleinen Söhnchen auf dem Arm vor dem Spiegel Grimassen schnitt, aber als Staatsmensch gestattete er sich keine Gefühle. Der hochintelligente und scharfsinnige Mann war unfähig, seine Grenzen zu erkennen. Als General siegreich im Feld, versagte er als Diplomat. Napoleon scheiterte an einer Person: Napoleon.

Wie viele Bücher über ihn auch geschrieben werden, es gibt immer noch etwas Neues zu entdecken. Ich sage es nur ungerne, aber mein Mann hatte recht. Es ist unmöglich, Napoleon in all seinen Facetten auf 100 Seiten zu erfassen. Und gerade darin lag der Reiz dieses Büchleins: Ich verabschiedete mich von der Vorstellung, möglichst viele Daten und Fakten zu präsentieren, und genoss die Freiheit, mir sozusagen die Rosinen aus dem Kuchen zu picken und den für mich spannendsten Fragen nachzugehen. Wie konnte er zum mächtigsten Mann Europas aufsteigen? Betrachtete er sein Herrschaftssystem als Familienunternehmen à la Gebrüder Bonaparte & Co.? Dachte er, Handelskriege seien gut und leicht zu gewinnen? Wie sah sein Frauenbild aus und warum lohnte es sich damals schon, den Louvre zu besichtigen? Sowohl Zeitgenossen als auch

Was Napoleons Zeitgenossen über ihn zu sagen hatten

»Das ist ein ganzer Kerl!«

Franz II./I., Kaiser von Österreich, im Mai 1812

»[Napoleon] scheint mir einen ausgeprägten Hang zum Tyrannen zu haben und ich könnte mir vorstellen, dass es ihm gut anstünde, wenn er König wäre, aber dass dann sein bloßer Name für die Nachwelt wie für einen sensiblen Patrioten ein Name des Schreckens würde.«

Lucien Bonaparte an seinen Bruder Joseph am 24. Juni 1792

»Ein großer Mann weniger. Mein Vater ist schwer ergriffen. Jetzt erst wird man seinem Andenken gerecht werden und ihn unparteiisch beurteilen. Er hat manches Unrecht getan, aber auch große Dinge vollbracht.«

Auguste Amalie, Tochter des bayerischen Königs Maximilian I. Joseph und Ehefrau Eugènes de Beauharnais, im Juni 1821

»Die Quelle aller großen Irrtümer und folglich aller großen Leiden unserer Zeit war, dass man Napoleon entweder für einen Halbgott oder für ein Ungeheuer oder allenfalls beides zugleich hielt.«

Friedrich Gentz, Publizist und Mitarbeiter Metternichs, 1814

»Ist es möglich, teurer Vater, daß *ein* Mensch solch eine Gewalt über die Welt besitzt, daß er so hunderttausendfaches Unglück über seine Mitmenschen bringen kann? Wird der allmächtige Gott da nicht einschreiten, um diesen *einen* Mann von der Stelle, an der er allmächtig sitzt, abzulösen?«

Louis von Kaisenberg unter dem Eindruck des Russlandfeldzuges im Februar 1813

Nachkommende interessierte außerdem: Strebte er tatsächlich die Universalmonarchie, die Herrschaft über Europa oder gar die ganze Welt an?

Ein wesentliches Merkmal Napoleons war sein absoluter Führungsanspruch. Ob innerhalb seiner Familie – er war der zweitgeborene Sohn – oder auf politischer Ebene, er war die Nummer Eins. Die Macht zu teilen, lag nicht in seiner Natur. Entsprechende Versuche blieben meist ein unliebsames Zwischenspiel, bis er die Konkurrenz ausschalten konnte. Als Herrscher über Frankreich folgte er im Umgang mit anderen Staaten rigide dem Grundsatz: »Frankreich zuerst!« Mit Großbritannien lieferte er sich einen erbitterten Handelskrieg, unter dessen Folgen aber ebenso seine Verbündeten sowie in letzter Konsequenz Frankreich selbst litten. Da seine Außenpolitik unberechenbar blieb, war ein Bündnisabkommen oder ein Friedensvertrag lediglich ein Stück Papier. Freund oder Feind? Das kam darauf an, wer und was Napoleon im Augenblick mehr nutzte. Der erbitterte Gegner von heute konnte morgen schon als »mein Bruder« angesprochen werden; umgekehrt hatte der Kaiser kein Problem damit, treue Verbündete zu stürzen. Mit seinen siegreichen Armeen stellte er die alte Ordnung Europas auf den Kopf, die im 18. Jahrhundert auf einem Gleichgewicht zwischen den Großmächten Frankreich, England, Russland, Österreich und Preußen beruhte.

Napoleon hatte die Vision eines vereinten Europas. »Ich muss aus allen Völkern Europas ein Volk machen, und Paris zur Hauptstadt der Welt.« Manche seiner Ideen klingen erstaunlich fortschrittlich, etwa wenn er fordert: »Wir brauchen ein europäisches Rechtssystem, ein europäisches Berufungsgericht, eine gemeinsame Währung, einheitliche Maße und Gewichte, einheitliche Gesetze.« Doch was wie ein Vorgriff

auf die EU anmuten könnte, unterschied sich davon in einem gewichtigen Punkt: Er wollte keinen Bund gleichwertiger Staaten, die gemeinsam entschieden, sondern war überzeugt, dass es »eine überlegene Macht geben [muss], die alle anderen Mächte dominiert, die über hinreichend Autorität verfügt, die anderen dazu zu zwingen, miteinander in harmonischer Eintracht zu leben – und für diese Aufgabe ist Frankreich am besten geeignet.«

Mit anderen Herrschern auf Augenhöhe zu verhandeln, lag dem siegreichen Feldherrn nicht. Er pochte auf das Recht des Stärkeren. Wer sich ihm nicht unterordnen wollte, wurde mit Gewalt in die Knie gezwungen. Stieg Napoleon sein Erfolg zu Kopf? Verlor er die Bodenhaftung? Je mächtiger er wurde, desto weniger Widerspruch und Kritik konnte er vertragen; feindselige Medien bzw. Publizisten wurden verfolgt und mundtot gemacht. Selbst seine eigenen Leute bezeichneten ihn auf dem Höhepunkt seiner Karriere – natürlich nur hinter vorgehaltener Hand – als großenwahnsinnig und verrückt.

In Romanen findet sich oft der Vermerk, dass Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder Handlungen rein zufällig und unbeabsichtigt seien. Ich will keine Diskussion auslösen, wie viel Napoleon in heutigen Staatsmännern stecken könnte, und ich weigere mich entschieden, ihn mit Donald Trump auf eine Stufe zu stellen. Allerdings gestehe ich, dass sich der 45. Präsident der Vereinigten Staaten mehr als einmal in das vor meinem inneren Auge entstehende Bild gedrängt hat. Das tat weh. Jedoch lassen sich manche Parallelen zwischen der Politik von einst und heute nicht leugnen, was besorgniserregend ist, war doch die Zeit um 1800 von Krieg, Krieg und nochmals Krieg geprägt.

Jede Geschichte beginnt mit dem ersten Satz. Entsprechend große Bedeutung wird ihm zugeschrieben, denn er soll neu-

gierig machen und in die Erzählung hineinziehen. Der Historiker Thomas Nipperdey leitete seine *Deutsche Geschichte 1800–1866* besonders elegant mit den vielzitierten Worten »Am Anfang war Napoleon« ein. Er bezog sich dabei auf die radikale Neugestaltung deutscher Verhältnisse und die Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts; die Worte passen aber auch gut zur Gründung des Kaisertums Österreich. Der Faden lässt sich beliebig weiterspinnen: In welchen Bereichen stand Napoleon noch am Anfang?

Würden uns die Hieroglyphen heute noch vor ein Rätsel stellen, wenn General Napoleon Bonaparte 1798 nicht nach Ägypten gezogen wäre? Er selbst hatte, da er die Invasion Großbritanniens für wenig aussichtsreich hielt, auf das Unternehmen gedrängt, um auf den Spuren Caesars sowie Alexanders des Großen Ruhm und Ehre zu erlangen. Dabei plante er, die Briten zu schlagen und von Indien abzuschneiden sowie Ägypten als reiche Kolonie für Frankreich zu erwerben. Freilich erwies sich der Feldzug in militärischer Hinsicht als Desaster; als ihm der Boden zu heiß wurde, reiste er heimlich ab, um sich kurz darauf in Paris an die Staatsspitze zu putschen. Doch obwohl die französischen Truppen 1801 kapitulierten, gelang es Napoleon, die Expedition als großen kulturhistorischen Schritt für die Menschheit zu vermarkten. In seinem Gefolge befanden sich zahlreiche Kartografen, Wissenschaftler und Künstler, deren Eindrücke und Erkenntnisse in der mehrbändigen »Beschreibung Ägyptens« (*Description de l'Égypte*) festgehalten wurden.

Die übersprudelnde Begeisterung für das Land der Pharaonen (die sogenannte Ägyptomanie) spiegelte sich in Literatur sowie Kunst und Alltagsgegenständen der damaligen Zeit wider. Eine Sphinx hier, eine Pyramide dort, und so ein Obelisk

macht schon etwas her. Die österreichische Kaiserin Maria Ludovica ließ sich beispielsweise ein Ägyptisches Kabinett einrichten, das heute im Hofmobiliendepot (Möbel Museum Wien) bestaunt werden kann. 1812 ließ William Bullock für seine Sammlung in London ein Museum im ägyptischen Stil erbauen, *The Egyptian Hall*, in der 1821 eine große Ausstellung über das alte Ägypten eröffnet wurde.

In Kairo gründete Napoleon das *Institut d'Égypte* als Wissenszentrum, aber es war eine zufällige Entdeckung, die Wissenschaftsgeschichte schrieb. Als der französische Leutnant Pierre-François Xavier Bouchard mit seinen Soldaten in der Hafenstadt Rosette eine Mauer abriß, fiel ihm ein schwarzer Stein mit seltsamen Schriftzeichen auf, den er zur weiteren Untersuchung nach Kairo schickte. Der Stein selbst landete zwar im Britischen Museum in London – denn wie gesagt, die Briten zogen in Ägypten als Sieger vom Felde –, doch konnten die Franzosen davor zahlreiche Kopien der Inschriften anfertigen. Es handelte sich um ein Dekret der ägyptischen Priestersynode in Memphis aus der Regierungszeit des Königs Ptolemaios v. Epiphanes, die aus dem Jahr 196 v. Chr. stammte. Durch den direkten Vergleich mit der altgriechischen und demotischen Inschrift gleichen Inhalts gelang es dem Franzosen Jean-François Champollion 1822, die Hieroglyphen zu entschlüsseln. Napoleon selbst erlebte dies bedauerlicherweise nicht mehr mit, denn er war im Jahr davor verstorben. Doch fest steht: Am Anfang der Ägyptologie, die sich um 1860 als wissenschaftliche Disziplin etablierte, war Napoleon.

Wenn fremde Kulturen – wie in diesem Fall Orient und Okzident – aufeinandertreffen, tun sich für beide Seiten neue Welten auf. So wie die Franzosen viel über Land und Leute erfuhren, lernten die Einheimischen Neues kennen. Neben den Ideen

der Aufklärung und ihren Kanonen brachten die französischen Truppen Druckerpressen samt Matrizen mit lateinischen, griechischen und arabischen Schriftzeichen mit und führten den Buchdruck ein. Mehmed Ali Pascha, der 1805 als Gouverneur an die Macht kam, hatte als Offizier gegen die Franzosen gekämpft und war von deren militärischer Überlegenheit beeindruckt gewesen. Napoleon, der in Ägypten unter anderem die Verwaltung modernisiert hatte, wurde zu seinem Vorbild, da auch Mehmed Ali auf Reformen und Bildung setzte. So kann Napoleon gewissermaßen als Wegbereiter der Moderne in Ägypten und in weiterer Folge als Impulsgeber für die wenig später einsetzende arabische Renaissance (*Nahda*) gesehen werden.

Kehren wir von den Pyramiden zurück nach Europa. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte der preußische Chemiker Andreas Sigismund Marggraf Zucker in verschiedenen Pflanzen wie etwa in der weißen Rübe entdeckt. Sein Mitarbeiter Franz Carl Achard experimentierte mit verschiedenen Sorten und züchtete die »Weiße Schlesische Rübe«; 1802 gründete er in Niederschlesien die erste Rübenzuckerfabrik. Ob das gutgehen konnte? Der Zuckergehalt der Rüben war mit damals etwa 5 Prozent gering, und so lange es reichlich relativ günstigen Rohrzucker aus den Kolonien gab, rentierte sich das Geschäft nicht. Das änderte sich schlagartig, als Napoleon im Handelskrieg mit England 1806 die Kontinentalsperre verkündete. Kolonialgüter wie Kaffee und Kakao, Tabak und Rohrzucker wurden knapp, Ersatz war gefragt. Dank Napoleon erlebte die Rübenzuckerindustrie ihren ersten Boom, der aber nur bis zu seinem Sturz andauerte, bevor der Rübenzucker später dann doch noch seinen Siegeszug antrat.

Dankbarkeit darf Napoleon von weniger hünenhaften Männern hingegen nicht unbedingt erwarten. Sie sehen sich häufi-

ger mit dem Vorurteil konfrontiert, sich minderwertig zu fühlen und ihre geringe Körpergröße durch egoistisches Verhalten sowie Statussymbole kompensieren zu wollen. Es war der Psychologe Alfred Adler, der den Begriff »Napoleon-Komplex« prägte – ob etwas dran ist, bleibt umstritten. Allerdings folgte Adler einer falschen Umrechnung und hielt Napoleon für kleiner, als er war. Übrigens: Donald Trump soll 1,90 Meter groß sein, sofern es sich bei den Angaben nicht um Fake News handelt. Etwaige Minderwertigkeitskomplexe, ein übersteigertes Selbstbewusstsein und Geltungsdrang hängen wohl nicht zwingend von der Körpergröße ab.

Wie groß war Napoleon also? Er maß laut Kammerdiener »fünf Fuß, zwei Zoll und drei Linien«. Man muss kein Schuhverkäufer sein, um zu wissen, dass nicht jeder Fuß gleich lang ist; dasselbe trifft auf die vom Unterarm abgeleitete Maßeinheit der Elle zu. Im 18. Jahrhundert gab es in Europa eine verwirrende Anzahl unterschiedlicher, teils regionaler Maßeinheiten, was Händler herausforderte und ellenlange Umrechnungstabellen erforderlich machte. Doch die französischen Revolutionäre waren der Meinung: Wenn schon Revolution, dann richtig, und sie führten das metrische dezimale System ein. Als Napoleon die Revolution beendete, behielt er sinnvoll erscheinende Maßnahmen bei und förderte die Verbreitung des metrischen Systems, das beispielsweise im Königreich Westphalen eingeführt wurde.

Aber wie groß war er denn nun mit seinen »fünf Fuß, zwei Zoll und drei Linien«? Nach dem französischen Maßstab waren das 1,68 Meter, womit er leicht über dem Durchschnitt seiner Zeit lag. Zöge man jedoch einen anderen, beispielsweise den englischen, Maßstab heran, wäre er viel kleiner gewesen. Wenn es um die Größe von Staatsmännern geht, zählen ohne-

hin weniger die tatsächlichen Maße als die Wahrnehmung. Wie sehen sie sich selbst, wie werden sie von anderen gesehen und wie wollen sie gesehen werden? Napoleon wurde von seinen Soldaten am italienischen Kriegsschauplatz 1797 liebevoll *le petit caporal* (kleiner Korporal) genannt; die feindlichen Briten schmähten ihn als *little boney* und stellten ihn in vielen Karikaturen als Winzling dar.

Wolfram Siemann schildert in seiner Biografie Metternichs dessen erste Begegnung mit Napoleon im August 1806 im Audienzsaal des Schlosses von St. Cloud nahe Paris. Clemens Wenzel Lothar Graf (seit 1813 Fürst) von Metternich nahm den mächtigsten Mann der damaligen Welt als klein und vierschrötig wahr. Interessant ist seine Einschätzung, dass Napoleon versucht habe, »seine Körpergröße zu erhöhen und seine Erscheinung zu veredeln«, dazu sei er gern auf Zehenspitzen gegangen. Napoleon versuchte, auch physisch (mehr) Größe zu vermitteln; er wollte nicht als kleiner Korse, als Emporkömmling, sondern als großer Kaiser anerkannt werden.

Ob Napoleon unter einem Napoleon-Komplex litt, bleibt dahingestellt. Sein Untergang liefert jedoch ein Beispiel dafür, wohin selbstherrliche Politik führt, die nur das Ich, aber kein Wir kennen will. Dank Napoleon können wir zudem bei passenden wie unpassenden Gelegenheiten die Redewendung, dass »jemand sein Waterloo erleben« wird, einsetzen. Kenner irritieren ihre Gesprächspartner übrigens gern dadurch, dass sie den belgischen Ort nicht wie weithin üblich englisch aussprechen – was auf den Stellenwert der berühmten Schlacht in Großbritannien und wohl noch mehr auf den gleichnamigen ABBA-Song zurückzuführen ist –, sondern korrekt: Bei Waterloo bleibt das »A« ein »A« und das »O« ein »O«.



Eine nahezu unglaubliche Karriere

Eine Weltgeschichte ohne Napoleon? Für uns unvorstellbar. Doch Napoleon hätte genauso gut als Nebenfigur in einer Fußnote enden können. Was Geschichte von Mathematik unterscheidet und sie so spannend macht, ist, dass ihr Verlauf weder logisch noch vorhersehbar ist. $2 + 2$ ergibt nicht zwingend 4. Persönlichkeiten, Entscheidungen und Zufälle prägen die Abfolge der Ereignisse. Betrachten wir ein paar Stationen in Napoleons Karriere, an denen er allzu leicht vom uns bekannten Lebenslauf hätte abweichen können.

Napoleons junges Herz schlug für sein Vaterland, und das war Korsika. Die Republik Genua trat die Insel 1768 an Frankreich ab; die Unabhängigkeitskämpfer unter Pasquale Paoli bekämpften die neuen Herren, wurden aber im Jahr darauf – Napoleons Geburtsjahr – vernichtend geschlagen. Von seinem Vater Charles Bonaparte (Carlo Buonaparte), zuvor ein entschiedener Anhänger Paolis, lernte Napoleon wohl eine wertvolle Lektion: Häng dein Fähnlein nach dem Wind! Der Advokat arrangierte sich mit den französischen Machthabern und erlangte für seine älteren Söhne königliche Stipendien. So gelangte Napoleon auf die Militärschule in Brienne und begann danach seine Karriere als Offizier in der Armee König Ludwigs XVI.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Napoleon begrüßte die Ideale der Französischen Revolution und wandelte sich zum Republikaner. Er wurde auf Korsika politisch aktiv, wobei er die Zukunft seiner Heimat in einer engen Anbindung an das revolutionäre Frankreich sah. Hingegen trat der aus dem Exil zurückgekehrte Paoli für mehr Unabhängigkeit ein. Mit Paoli wurden die Bonapartes nicht mehr warm. Der Rebellenführer verzieh dem mittlerweile bereits verstorbenen Charles den Verrat an der korsischen Sache nicht; dessen Söhnen misstraute er. Zu Recht? Lucien Bonaparte rühmte sich 1793 in einem Brief an seine älteren Brüder Joseph und Napoleon, er habe maßgeblich zum Beschluss des Konvents, Paoli zu verhaften, beigetragen. Nachdem dieser Brief Paoli in die Hände gefallen war, wurden die Bonapartes für vogelfrei erklärt und mussten fliehen. Was wäre wohl gewesen, wenn Napoleon seine Ziele auf Korsika erreicht und dem Festland den Rücken gekehrt hätte?

In Frankreich hatte sich inzwischen viel geändert. König Ludwig XVI. war im Januar 1793 geköpft worden und die radikalen Jakobiner unter der Führung von Maximilien de Robespierre errichteten ihre blutige Schreckensherrschaft (*la Terreur*). Napoleon war lange unerlaubt der Armee ferngeblieben, doch der Mangel an Offizieren kam ihm zugute und er wurde gern wieder aufgenommen. Zudem näherte er sich politisch den Jakobinern an und fand in Augustin Robespierre, dem jüngeren Bruder Maximiliens, einen Förderer. Militärisch bewährte er sich bei der Belagerung und Rückeroberung von Toulon; Ende des Jahres war er Brigadegeneral und durch Augustins Fürsprache erhielt er im März 1794 das Kommando über die Artillerie der Italienarmee.

Napoleon freute sich über seine steile Karriere – bis ihm das Schicksal einen Strich durch die Rechnung machte. Am 27. Juli

1794 (9. Thermidor nach dem Kalendarium der Revolutionäre) wurden die Jakobiner gestürzt und die Gebrüder Robespierre mit vielen anderen hingerichtet. Es fehlte nicht viel, und auch der verhaftete Napoleon hätte seinen Kopf verloren. Er wurde zwar freigelassen, aber seine militärische Karriere war auf Eis gelegt. Dies wäre beinahe das Ende der Geschichte gewesen.

Seit 1795 wurde Frankreich von einem fünfköpfigen Direktorium regiert, in dem Paul Vicomte de Barras eine führende Rolle spielte. Erneut schaffte es Napoleon, auf das richtige Pferd zu setzen. Er tat sich Anfang Oktober bei der Niederschlagung eines Aufstandes hervor und wurde als »Général Vendémiaire« gefeiert sowie zum Divisionsgeneral befördert. »Das Glück ist mir hold«, jubelte er. Privat fand er sein Glück mit der verwitweten Joséphine de Beauharnais, die sich als ehemalige Geliebte Barras' in den besten Kreisen bewegte. Die beiden heirateten am 9. März 1796. Ob Barras Napoleon das begehrte Kommando über die Italienarmee als eine Art Hochzeitsgeschenk verschaffte?

Nach der Schlacht bei Lodi 1796 soll Napoleon angeblich erstmals der Gedanke gekommen sein, dass er »wohl auf der politischen Bühne eine ausschlaggebende Rolle spielen könnte«. Seine Erfolge als Feldherr verstand er propagandistisch auszuschlachten und erhöhte damit seinen Bekanntheitsgrad. Er fiel auch Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord auf, der im Juli 1797 vom Direktorium zum Außenminister ernannt worden war und nun schriftlich Kontakt mit Napoleon aufnahm. Der mit allen Wassern gewaschene Vollblutdiplomate und der siegreiche Feldherr – ein ideales Gespann, oder? Talleyrand wirkte maßgeblich an Napoleons Aufstieg mit und sah sich in den nächsten Jahren in der Rolle des weisen Mentors gegenüber dem Jüngeren. Vielleicht hoffte er, als Art graue Eminenz

aus dem Hintergrund die Fäden zu ziehen und Napoleon steuern zu können.

Von seinen Siegen bestärkt, neigte Napoleon dazu, sich über Befehle des Direktoriums hinwegzusetzen. Talleyrand drängte ihn zu Friedensverhandlungen mit Österreich und formulierte Ziele wie die Festigung der Italienischen Republik und die Festlegung des Rhein als östliche Grenze Frankreichs; entgegen den Vorgaben des Direktoriums schloss Napoleon in seiner Rolle als General eigenmächtig den Frieden von Campo Formio, der den Ersten Koalitionskrieg beendete.

Die Direktoren waren irritiert und besorgt angesichts des Ehrgeizes, den der General an den Tag legte. Noch saßen sie am längeren Hebel, wie folgende von Johannes Willms beschriebene Szene verdeutlicht: Offensichtlich hatte Napoleon als General in Italien bisweilen mit seinem Rücktritt gedroht, um seinen Willen durchzusetzen. Nun nahm er in Paris an Sitzungen des Direktoriums teil und versuchte ebenfalls, die Richtung zu bestimmen. Direktor Jean François Reubell wies Napoleon darauf hin, dass er ihnen gar nichts zu befehlen hätte, woraufhin dieser impulsiv seinen Rücktritt verkündete. »Nur zu, General«, antwortete Reubell anders als erwartet, »hier haben Sie eine Feder! Das Direktorium erwartet Ihr Rücktrittsgesuch.« Wieder einmal war Napoleons Karriereende zum Greifen nah. Doch seine Worte waren schnell als leere Drohung entlarvt; er entschuldigte sich in aller Form. Die Direktoren waren dennoch froh, ihn in die Wüste schicken zu können. Doch die Distanz erwies sich für Napoleon als Vorteil. Während die Direktoren zunehmend unpopulär wurden, da sie als korrupt und unfähig galten, konnte sich Napoleon vor der exotischen Kulisse Ägyptens in Szene setzen.

Mit dem Direktorium war kein Staat (mehr) zu machen und kein Krieg zu gewinnen. Zu dieser Ansicht gelangte zumindest Emmanuel Joseph Sieyès, der mit der revolutionären Streitschrift *Was ist der Dritte Stand?* Berühmtheit erlangt hatte. Im Mai 1799 wurde er einer der fünf Direktoren – und arbeitete auf den Sturz des Direktoriums hin. Seiner Ansicht nach taugte die Verfassung von 1795 wenig, er wollte eine stärkere Exekutive. Um das zu erreichen, gab es nur einen Weg: einen Staatsstreich. Sieyès war ein kluger Kopf und wusste, dass ein Denker wie er zusätzlich ein Schwert benötigte; einen General, der ihn militärisch unterstützen konnte. Dachte Sieyès an Napoleon? Nein. Sein Wunschkandidat war Barthélemy Joubert, doch dieser fiel in der Schlacht; andere Generäle lehnten ab und so blieb Bonaparte übrig, der sich – über die innenpolitischen Vorgänge und Intrigen bestens informiert – aus Ägypten abgesetzt hatte.

Ein Mitverschwörer war Talleyrand. Vorsorglich reichte er im Juli 1799 seinen Rücktritt als Außenminister des Direktoriums ein. Nun musste er sämtliches diplomatisches Geschick aufbringen, um Napoleon und Sieyès – unterschiedlich wie Tag und Nacht – zur Zusammenarbeit zu bewegen. Ebenfalls eingeweiht war Napoleons Bruder Lucien, der sich die Verschwörung als »Reformprojekt« schönredete. Parallel zu Napoleons militärischer Karriere war Lucien in der Innenpolitik aufgestiegen und saß 1799 als Präsident des »Rates der Fünfhundert« an einem Schalthebel.

Der Staatsstreich am 18./19. Brumaire 1799 (9./10. November) hatte zwei Stoßrichtungen: Einerseits mussten die Direktoren kaltgestellt werden, andererseits sollten die Abgeordneten der beiden Kammern, Ältestenrat und »Rat der Fünfhundert«, dazu gebracht werden, einer aus drei Konsuln

bestehenden neuen provisorischen Exekutive zuzustimmen, um der Sache einen Anstrich von Legalität zu geben. Die Direktoren Sieyès und Roger Ducos verkündeten ihren Rücktritt. Napoleons ehemaliger Förderer Barras unterschrieb das bereits vorgefertigte Rücktrittsgesuch; die bedrohliche Truppenpräsenz in Paris sowie ein großzügiges Geldgeschenk dürften seine Entscheidung beflügelt haben. Da waren es nur noch zwei. Louis Jérôme Gohier und Jean François Moulin wollten sich nicht so einfach geschlagen geben; auf Diskussionen ließen sich die Verschwörer nicht ein, die beiden wurden gefangen gesetzt. Das Direktorium gab es nun nicht mehr.

Dennoch wäre das Unternehmen beinahe gescheitert, was ausgerechnet Napoleons impulsiven Auftreten vor den Abgeordneten anzulasten ist. Unter dem Vorwand angeblich drohender Gefahr wurden die beiden Kammern ins Schloss von Saint-Cloud verlegt. Die Erfahrung der letzten Jahre mit Revolution und Terror ließen so manchen Volksvertreter jedoch misstrauisch werden, zumal sich dort auffällig viele Soldaten aufhielten. War da etwas im Busch? Gewohnt, auf dem Schlachtfeld schnelle Entscheidungen zu treffen, zeigte sich Napoleon von den Debatten entnervt. Um das Ganze zu beschleunigen, wollte er vor dem Ältestenrat eine Rede halten. Nur waren Abgeordnete keine Soldaten, wie er zu seinem Leidwesen feststellen musste. Daraufhin versuchte er, sich im Sitzungssaal des »Rates der Fünfhundert« ans Rednerpult zu drängen. Statt Jubel schallten ihm allerdings Rufe wie »Nieder mit dem Tyrannen!« entgegen. Das war Napoleon nicht gewohnt; er wusste sich nicht zu helfen. Stunden später sollte sich Napoleon gegenüber seinem Sekretär Bourrienne selbstkritisch äußern: »Ich habe heute ziemlich viel Blödsinn gesagt.« Und er gestand, er spreche »lieber zu Soldaten [...] als zu

Advokaten. Diese Hohlköpfe haben mich eingeschüchtert. Ich habe keinerlei Erfahrung im Umgang mit Versammlungen. Das wird schon noch kommen.« Als Retter in höchster Not erwies sich Lucien. Als Präsident des »Rats der Fünfhundert« unterbrach er die Sitzung und verhinderte in letzter Minute, dass die Abgeordneten über nichts weniger als die Ächtung seines Bruders Napoleon abstimmten.

Wenn man mit Worten nicht überzeugen kann, kommt so mancher mit militärischer Stärke weiter. Unter den versammelten Truppen wurde das Gerücht gestreut, dass ein Anschlag auf Bonaparte versucht worden sei; Napoleon behauptete sogar, mit Dolchen bedroht worden zu sein, eine Lüge. Als die Soldaten noch zögerten, mit Waffengewalt gegen die gewählten Volksvertreter vorzugehen, bewies Lucien ebenfalls schauspielerisches Talent. Mit einem Säbel in der Hand schwor er, »die Brust meines eigenen Bruders zu durchbohren, sollte er es jemals wagen, Hand an die Freiheit der Franzosen zu legen!« Daraufhin wurden die Versammlungsräume (ohne weiteres Blutvergießen) geräumt.

Es wurde eine provisorische Regierung von drei Konsuln gebildet: Napoleon und die beiden nun wieder aktiven Direktoren Sieyès und Ducos. Doch Sieyès musste erkennen, dass Napoleon seine Macht nicht teilen wollte. Die neue Verfassung schenkte dem Ersten Konsul diktatorische Vollmachten, während seine Kollegen nur beratende Funktion hatten. Der starke Mann an der Staatsspitze verkündete: »Bürger! Die Revolution ist zu den Grundsätzen zurückgekehrt, von denen sie ausging; sie ist zu Ende«. Jetzt schlug die Stunde Napoleons, der sich zum Retter Frankreichs stilisierte.

Ein Plebiszit diente der zusätzlichen Legitimierung der neuen Herrschaft. Durch die Volksabstimmung über die Verfas-



*Napoleon auf dem
Thron, Gemälde
von Jean Auguste
Dominique Ingres,
1806.*

sung sollte deutlich werden: Napoleon ist der von den Franzosen Erwählte. Im Februar 1800 wurde das amtliche Ergebnis bekannt gegeben. Laut dem Historiker Volker Ullrich haben von fünf Millionen Wählern 3 011 117 mit Ja und nur 1562 mit Nein gestimmt. Wie gesagt, mit Mathematik habe ich es nicht so, aber die Zahlen erscheinen selbst mir zu schön, um wahr zu sein. Tatsächlich wird in der Forschung darauf hingewiesen, dass die Wahlergebnisse manipuliert wurden. Lucien Bonaparte, mittlerweile Innenminister, hatte die Ja-Stimmen groß-

zünftig um 900 000 Stimmen aufgerundet und zudem eine halbe Million Stimmen aus der Armee in den Topf geworfen, obwohl diese gar nicht befragt worden war. Auffallend ist zudem die große Anzahl an Enthaltungen: Stimmt die schweigende Mehrheit zu oder rebellierte sie im Stillen gegen diese Entwicklung?

Auch die folgenden Volksabstimmungen, in denen es darum ging, sein Konsulat auf Lebenszeit zu verlängern und sich zum »Kaiser der Franzosen« zu erheben, gingen zu Napoleons Gunsten aus. Mit jeder neuen Verfassung, die Napoleon bis 1812 verabschiedete, sicherte er sich mehr Befugnisse, bis er allein Gesetze vorschlagen, Krieg erklären und Frieden schließen konnte. Die Minister waren ihm verantwortlich und das Parlament, bestehend aus dem Oberhaus (Senat) und dem Unterhaus (Gesetzgebende Körperschaft und Tribunal), konnte ihm nur dem Papier nach Grenzen setzen.

Napoleon bezeichnete sich selbst als »Sohn des Glücks«. Wie sein Lebenslauf zeigt, war ihm das Schicksal tatsächlich oft wohlgesonnen; dass er nicht in einer der vielen Schlachten oder durch ein Attentat sein Leben verlor, spricht dafür. Doch es wäre falsch, anzunehmen, allein der Zufall hätte ihn nach oben gespült. Er hatte ein sicheres Gespür für Chancen und war mutig genug, Risiken einzugehen; somit war er zu einem großen Teil seines eigenen Glückes Schmied. Möglicherweise waren es diese unfassbaren Erfolge, die ihn übermütig werden ließen und in dem Glauben bestärkten, mit der »Vorsehung« im Bunde zu sein. Hielt er sich selbst für unbesiegbare, für unfehlbar? Vertraute er so sehr auf sein Glück, dass er als Harsardeur um immer höhere Einsätze spielte und am Ende alles verlor?